

Paulo Coelho
Der Zahir

Roman
Aus dem Brasilianischen von
Maralde Meyer-Minnemann

Diogenes

Titel der 2005 bei
Edit ora Rocco Ltda., Rio de Janeiro,
erschienenen Originalausgabe: ›O Zahir‹
Copyright © 2005 by Paulo Coelho
Mit freundlicher Genehmigung von
Sant Jordi Asociados, Barcelona, Spanien
Alle Rechte vorbehalten
Paulo Coelho: www.paulocoelho.com.br
Abdruck des Gedichts ›Ithaka‹ (S. 7 f.)
aus: Konstantinos Kavafis, Das Gesamtwerk,
aus dem Griechischen übersetzt
und herausgegeben von Robert Elsie,
Ammann Verlag, Zürich 1997
Mit freundlicher Genehmigung des
Ammann Verlags, Zürich
Umschlagfoto von Kwame Zikomo (Ausschnitt)
Copyright © Kwame Zikomo/Prisma

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2005

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

2500/05/8/1

ISBN 3 257 06464 0

Ich bin ein freier Mann

SIE: Esther, Kriegskorrespondentin, kürzlich aus dem Irak zurückgekehrt, weil die Invasion des Landes kurz bevorstand, 30, verheiratet, kinderlos.

ER: ein unbekannter Mann, ca. 23–25, brünett, mit mongolischen Zügen.

Beide wurden zuletzt in einem Café am Faubourg Saint-Honoré gesehen.

Die Polizei erfuhr, daß sich beide schon vorher getroffen hatten, niemand konnte sagen, wie oft: Esther hatte immer gesagt, der Mann, dessen Identität sich hinter dem Namen Mikhail verbarg, sei sehr wichtig, wobei sie allerdings nie erklärt hatte, ob wichtig für sie als Journalistin oder für sie als Frau. Die Polizei leitete offizielle Ermittlungen ein. Geiselnahme, Erpressung, Geiselnahme mit Todesfolge wurden erwogen – was nicht vollkommen aus der Luft gegriffen war, da Esther durch ihre Arbeit häufiger Kontakt mit Personen hatte, die mit Terrorzellen in Verbindung standen. Es stellte sich heraus, daß Esther vor ihrem Verschwinden regelmäßig Geld von ihrem Bankkonto abgehoben hatte: Die Ermittler waren der Meinung, dies könne mit der Zahlung für Informationen zusammenhängen. Sie hatte keine Kleidung mitgenommen, aber seltsamerweise wurde ihr Reisepaß nicht gefunden.

ER: sehr jung und unbekannt, ohne Einträge ins Polizeiregister, ohne besondere Merkmale, die seine Identifizierung ermöglichten.

SIE: Esther, zwei internationale Journalistenpreise, 30, verheiratet.

MEINE FRAU.

Ich werde sofort verdächtigt und verhaftet – zumal ich mich weigere zu sagen, wo ich am Tag ihres Verschwindens war. Mein Gefängniswärter hat gerade die Tür aufgeschlossen und mir gesagt, ich sei ein freier Mann.

Warum bin ich ein freier Mann? Weil man heute über jeden alles weiß, man braucht nur eine Information haben zu wollen, und schon ist sie da: wo die Kreditkarte benutzt wurde, welche Orte wir aufsuchen, mit wem wir schlafen. In meinem Fall war es einfacher: Eine Frau erbot sich, zu meinen Gunsten auszusagen. Eine Freundin meiner Frau, ebenfalls Journalistin, geschieden; daher hatte sie kein Problem damit, zu sagen, daß sie mit mir schlief. Sie lieferte konkrete Beweise dafür, daß ich am Tag und in der Nacht von Esthers Verschwinden mit ihr zusammengewesen war.

Ich gehe zum Chefinspektor, um mit ihm zu reden. Er gibt mir meine Sachen zurück, entschuldigt sich, sagt, meine schnelle Festnahme sei gesetzeskonform und ich könne den Staat weder anklagen noch einen Prozeß gegen ihn anstrengen.

Ich erkläre, das hätte ich auch keineswegs im Sinn und wisse im übrigen, daß jeder ständig unter Verdacht stehe und rund um die Uhr überwacht werde, auch wenn er kein Verbrechen begangen habe.

»Sie sind frei«, sagt er und wiederholt damit die Worte des Wärters.

Ich frage: ob es nicht doch möglich sei, daß meiner Frau etwas passiert sei? Sie habe vermutet, daß sie wegen ihrer Kontakte zur Unterwelt des Terrorismus beschattet werden würde.

Der Inspektor weicht aus. Ich lasse nicht locker, aber er schweigt.

Meine Frage, ob sie mit ihrem Paß reisen könne, bejaht er, sie habe ja kein Verbrechen begangen, warum solle sie dann nicht ungehindert aus- und einreisen können?

»Ist es denkbar, daß sie Frankreich verlassen hat?«

»Glauben Sie denn, Sie wurden wegen der jungen Frau verlassen, mit der Sie schlafen?«

Das gehe ihn nichts an, antworte ich. Der Inspektor hält kurz inne, wird ernst, sagt, ich sei festgenommen worden, weil das routinemäßig so gemacht werde. Aber ihm tue das Verschwinden meiner Frau sehr leid. Auch er sei verheiratet und, obwohl ihm meine Bücher nicht gefielen (also weiß er, wer ich bin! Er ist nicht so unwissend, wie er tut!), könne er sich in meine Lage versetzen, sich vorstellen, was ich durchmache.

Ich frage ihn, was ich jetzt tun müsse. Er gibt mir seine Visitenkarte, bittet mich, ihn sofort zu unterrichten, sobald ich Neues wüßte – eine Szene, wie ich sie aus Filmen kenne. Mich überzeugt sie nicht, die Inspektoren wissen immer mehr, als sie sagen.

Er fragt mich, ob ich dem Mann, mit dem Esther zuletzt gesehen worden sei, auch einmal begegnet bin. Meine Ant-

wort ist, daß ich zwar seinen Decknamen kenne, ihm aber persönlich nie begegnet sei.

Er fragt, ob es zu Hause Probleme gebe. Ich sage ihm, wir lebten seit zehn Jahren zusammen und hätten die ganz normalen Probleme eines jeden Ehepaares – weder mehr noch weniger.

Er fragt vorsichtig, ob wir kürzlich über eine Scheidung gesprochen hätten oder ob meine Frau sich mit dem Gedanken trage, sich von mir zu trennen. Ich antworte ihm, dies habe nie zur Debatte gestanden, obwohl wir uns – wie schon gesagt – »wie alle Ehepaare« hin und wieder stritten.

Häufig oder nur manchmal?

Hin und wieder, betone ich.

Er fragt noch vorsichtiger, ob sie wegen meiner Affäre mit ihrer Freundin Verdacht geschöpft habe. Ich sage, es sei das erste und das letzte Mal gewesen, daß wir miteinander geschlafen hätten. Von einer Affäre könne keine Rede sein, es sei in Wahrheit nur zufällig passiert. Es sei ein langweiliger Tag gewesen, nach dem Mittagessen habe es nichts zu tun gegeben. Das Spiel der Verführung trage bekanntlich dazu bei, daß man sich lebendig fühlt, und aus diesem Grunde seien wir im Bett gelandet.

»Sie schlafen mit jemandem – nur einfach so, aus Langeweile?«

Ich überlege mir, ob ich ihm sagen soll, daß diese Art von Fragen nicht zu den Ermittlungen gehört. Aber ich brauche sein Vertrauen, vielleicht kann er mir später noch einmal nützlich sein, schließlich gibt es ja diese unsichtbare Institution namens ›Gefälligkeitsbank‹, die mir immer sehr nützlich war.

»Manchmal ergibt es sich eben. Es passiert gerade nichts Interessantes, die Frau ist auf der Suche nach Emotionen, ich bin auf der Suche nach einem Abenteuer, und schon ist es geschehen. Am nächsten Tag tun beide so, als sei nichts gewesen, und das Leben geht weiter.«

Er bedankt sich, streckt mir seine Hand hin. Seine Welt sehe nicht so aus, sagt er. Langeweile gebe es natürlich auch, Überdruß und sogar den Wunsch, mit jemandem ins Bett zu gehen – aber alles sei sehr viel kontrollierter, und keiner mache, was er denke oder möchte. »Aber vielleicht ist das bei Künstlern ja anders.«

Ich entgegne, seine Welt kenne ich wohl, wolle aber jetzt nicht auf unsere unterschiedlichen Meinungen zur Gesellschaft und den Menschen eingehen. Ich schweige, warte auf seinen nächsten Schritt.

»Da wir gerade von Abenteuern und der Freiheit reden, zu tun, was man gern möchte: Sie können jetzt gehen.« Der Inspektor ist etwas enttäuscht, weil der Schriftsteller sich weigert, mit dem Polizisten zu reden. »Jetzt, wo ich Sie persönlich kenne, werde ich Ihre Bücher lesen. Ich habe zwar gesagt, daß sie mir nicht gefallen, aber um ehrlich zu sein: Ich habe sie noch gar nicht gelesen.«

Diesen Satz höre ich nicht zum ersten Mal, und es wird auch nicht das letzte Mal gewesen sein. Wenigstens hat diese Episode mir einen weiteren Leser verschafft. Ich verabschiede mich und gehe.

Ich bin frei. Ich bin aus dem Gefängnis entlassen, meine Frau ist unter mysteriösen Umständen verschwunden, ich habe keine festen Arbeitszeiten, keine Probleme, Menschen

kennenzulernen, bin reich, berühmt, und falls mich Esther tatsächlich verlassen haben sollte, werde ich schnell jemanden finden, der sie ersetzt. Ich bin frei und unabhängig.

Aber was ist Freiheit?

Ein Großteil meines Lebens war ich Sklave, also sollte ich die Bedeutung dieses Wortes kennen. Von Kindheit an habe ich um meine Freiheit gekämpft, sie war mein kostbarster Schatz. Ich habe gegen meine Eltern gekämpft, die wollten, daß ich Ingenieur werde statt Schriftsteller. Ich habe gegen meine Schulkameraden gekämpft, die mich von Anfang an zum Opfer ihrer perversen Späße erkoren, und erst nachdem viel Blut aus meiner und ihren Nasen geflossen war, erst nach vielen Abenden, an denen ich meine Wunden vor meiner Mutter verbergen mußte (ich selbst mußte meine Probleme lösen, nicht sie), war es mir gelungen zu zeigen, daß ich imstande war, Prügel einzustecken, ohne zu weinen. Ich habe gekämpft, um eine Anstellung zu finden, die mich ernährte. Ich habe als Botenjunge in einer Eisenwarenhandlung gearbeitet, um mich von der berühmten Familien-erpressung zu befreien – »wir geben dir Geld, aber du mußt tun, was wir dir sagen.«

Ich habe – wenn auch ohne Erfolg – um das Mädchen gekämpft, das ich als Heranwachsender liebte und das mich ebenfalls liebte. Am Ende hat es mich verlassen, weil seine Eltern es davon überzeugten, daß ich keine Zukunft hatte.

In meiner nächsten Anstellung hatte ich gegen das feindselige Klima unter Journalisten zu kämpfen: Mein erster Chef ließ mich anfangs drei Stunden lang warten und betrachtete mich erst, als ich anfang, aus dem Buch, das er gerade las, einzelne Seiten herauszureißen. Erst dann schaute

er überrascht auf und sah sich einem Menschen mit Durchsetzungsvermögen und der Fähigkeit gegenüber, sich dem Feind zu stellen – wesentliche Eigenschaften eines guten Reporters. Ich habe für das Ideal des Sozialismus gekämpft, war im Gefängnis, bin wieder herausgekommen, habe weitergekämpft. Ich habe mich als Held der Arbeiterklasse gefühlt, bis ich die Beatles hörte und fand, daß es sehr viel lustiger war, Rock zu mögen als Marx. Ich habe um die Liebe meiner ersten, meiner zweiten, meiner dritten Frau gekämpft. Ich habe darum gekämpft, den Mut aufzubringen, mich von meiner ersten, meiner zweiten, meiner dritten Frau zu trennen, weil die Liebe nicht standgehalten hatte und ich weitergehen mußte, bis ich den Menschen traf, der in diese Welt gestellt worden war, um mir zu begegnen – und es war keine von den dreien gewesen.

Ich habe darum gekämpft, den Mut aufzubringen, die Anstellung bei der Zeitung aufzugeben und das Abenteuer einzugehen, ein Buch zu schreiben. Auch wenn ich wußte, daß es in meinem Land niemanden gab, der von der Literatur leben konnte. Nach einem Jahr habe ich aufgegeben, nach eintausend Seiten, die absolut genial zu sein schienen, weil nicht einmal ich sie verstand.

Während ich kämpfte, hörte ich Menschen sich für die Freiheit stark machen, doch je heftiger sie dieses einzige Recht verteidigten, um so deutlicher erwiesen sie sich als Sklaven der Wünsche ihrer Eltern, einer vorgeblich auf Lebenszeit geschlossenen Ehe, als Sklaven von Waagen, Diäten, von Projekten (die sie dann doch aufgeben), von Lieben, zu denen sie nicht »nein« sagen konnten und auch nicht »es ist vorbei«. Als Sklaven von Wochenenden, an denen sie

gezwungen waren zu essen, was sie nicht mochten. Als Sklaven des Scheins von Luxus, des Scheins des Scheins von Luxus. Als Sklaven eines Lebens, das sie nicht selbst gewählt hatten, sondern weil jemand sie davon überzeugt hatte, daß es das beste für sie war. Und so lebten sie ihre immer gleichen Tage und Nächte, in denen ›Abenteuer‹ nur ein Wort aus einem Buch war oder etwas im Fernsehen.

Der Inspektor sagt, ich sei frei. Frei bin ich jetzt, aber innerlich frei war ich auch im Gefängnis gewesen. Freiheit war immer mein höchstes Gut. Selbstverständlich hat mein Freiheitsdrang auch dazu geführt, daß ich Weine getrunken habe, die mir nicht schmeckten, Dinge getan, die ich besser nicht getan hätte und nie wieder tun werde. Daß ich Narben an Körper und Seele davongetragen habe. Dazu, andere zu verletzen, die ich nachträglich um Verzeihung gebeten habe, damals, als ich noch dachte, alles tun zu können, außer einen anderen Menschen dazu zu zwingen, mir in meiner Verrücktheit, meinem Lebenshunger zu folgen. Ich beue die Augenblicke, in denen ich gelitten habe, nicht. Ich trage meine Narben wie Orden. Ich weiß, daß die Freiheit einen hohen Preis hat, einen ebenso hohen Preis wie die Versklavung; mit dem einzigen Unterschied, daß man den Preis der Freiheit freudig und mit einem Lächeln zahlt, selbst wenn man unter Tränen lächelt.

Ich verlasse die Polizeiwache, und es ist ein schöner Tag, ein sonniger Sonntag, an dem nichts zu meinem Seelenzustand paßt. Mein Anwalt erwartet mich draußen mit ein paar Trostworten und einem Blumenstrauß. Er sagt, er habe alle Krankenhäuser angerufen, habe aber Esther nicht gefunden. Er sagt, er habe zum Glück verhindern können, daß die

Journalisten herausfinden, wo ich in Haft war. Er sagt, er müsse mit mir reden, um eine juristische Verteidigungsstrategie gegen eine mögliche Anklage zu entwickeln. Ich danke ihm für seine Umsicht; ich weiß, daß er keine juristische Strategie ausarbeiten will – tatsächlich will er mich nicht allein lassen, weil er unsicher ist, wie ich reagieren werde (ob ich mich betrinken werde und wieder in Haft komme? Ob ich einen Skandal anzetteln will? Einen Selbstmordversuch mache?). Ich sage ihm, ich hätte wichtige Dinge zu erledigen, und er wisse so gut wie ich, daß ich kein Problem mit dem Gesetz habe. Er läßt nicht locker, doch ich lasse ihm keine Wahl – schließlich bin ich ein freier Mann.

Freiheit. Die Freiheit, elendiglich allein zu sein.

Ich nehme ein Taxi ins Zentrum von Paris, bitte, beim Arc de Triomphe zu halten. Ich gehe über die Champs-Élysées in Richtung Hotel Bristol, wo Esther und ich immer eine heiße Schokolade getrunken hatten, wenn einer von uns beiden von einer Auslandsreise zurückkehrte. Es war eine Art Heimkehrritual, ein Eintauchen in die Liebe, die uns verband, auch wenn uns das Leben immer häufiger auf verschiedene Wege trieb.

Ich gehe weiter. Die Menschen lächeln, die Kinder freuen sich über das frühlingshafte Wetter noch mitten im Winter, der Verkehr fließt, alles scheint in Ordnung zu sein – nur weiß von diesen Menschen keiner – und würde sich auch nicht dafür interessieren –, daß ich gerade meine Frau verloren habe. Merkt man etwa nicht, wie sehr ich leide?

Wie lächerlich von mir! Viele der Menschen, denen ich begegne, sind wahrscheinlich auch todtraurig, und ich weiß

auch nicht, warum und wie sie leiden.

Ich betrete eine Bar, um Zigaretten zu kaufen, man spricht mich auf englisch an; ich gehe in eine Apotheke, um meine Lieblingssorte Pfefferminzbonbons zu kaufen, und der Apotheker redet englisch mit mir – obwohl ich beide auf französisch angesprochen habe. Vor dem Hotel Bristol fragen mich zwei Jungen, die gerade aus Toulouse angekommen sind, nach einem bestimmten Laden; sie fragen auch noch andere, aber niemand versteht, was sie sagen. Was ist das? Was ist hier los? Hat in den vierundzwanzig Stunden, in denen ich in Haft war, die Sprache auf den Champs-Élysées gewechselt?

Tourismus und Geld können Wunder wirken: Warum hatte ich das nicht schon früher gemerkt? Weil Esther und ich offensichtlich schon lange keine Schokolade mehr zusammen getrunken hatten, auch wenn wir beide in dieser Zeit mehrfach verreist und wieder nach Hause gekommen waren. Es gab immer etwas Wichtigeres. Es gab immer eine unaufschiebbare Verabredung. Ja, meine Liebe, wir werden nächstes Mal unsere Schokolade trinken, komm schnell zu mir, du weißt, daß ich heute ein wirklich wichtiges Interview habe und dich nicht vom Flughafen abholen kann. Nimm ein Taxi, mein Handy ist angestellt, du kannst mich anrufen, wenn etwas Dringendes ist, ansonsten sehen wir uns heute abend.

Mein Handy! Ich ziehe es aus der Tasche, wähle mich ein, es klingelt ein paarmal, jedesmal macht mein Herz einen Satz, ich sehe die Namen der Leute, die mich sprechen wollten, auf dem kleinen Bildschirm, rufe aber niemanden zurück. Vielleicht ist ja eine Nummer »ohne Identifikation«

darunter: Das würde nur sie sein können, denn ihre Telefonnummer kennen kaum mehr als zwanzig Leute, die geschworen hatten, sie niemals weiterzugeben. Es erscheint keine anonyme Nummer, nur Nummern von Freunden oder von mir nahestehenden Kollegen. Sicher wollen sie wissen, was passiert ist, wollen helfen (aber wie?), fragen, ob ich etwas brauche.

Das Telefon klingelt wieder. Soll ich rangehen? Soll ich mich mit einem dieser Menschen treffen?

Ich beschließe, allein zu bleiben, bis ich das Geschehene verarbeitet habe.

Ich betrete das Bristol, das Esther immer als eines der wenigen Hotels beschrieben hat, in dem die Kunden wie Gäste behandelt werden und nicht wie Obdachlose, die ein Dach über dem Kopf suchen. Man begrüßt mich, als gehörte ich zum Haus, ich wähle einen Tisch vor einer schönen Uhr, höre dem Piano zu, schaue nach draußen in den Garten.

Ich muß pragmatisch vorgehen, die Alternativen durchspielen, das Leben geht weiter. Ich bin weder der erste noch der letzte Mann, der von seiner Frau verlassen wird – aber warum muß das ausgerechnet an einem sonnigen Tag passieren, an dem es nur lächelnde Menschen auf der Straße gibt, an dem die Kinder singen, sich der Frühling ankündigt, die Sonne strahlt, die Autofahrer an den Zebrastreifen halten?

Ich nehme eine Serviette, möchte diese Gedanken aus meinem Kopf herausholen und auf dem Papier festhalten. Lassen wir Gefühle beiseite, und sehen wir, was ich tun kann.

a) Angenommen, sie wurde tatsächlich entführt und ihr Leben ist in diesem Augenblick wirklich in Gefahr: Ich bin

ihr Mann, ihr Gefährte in allen Lebenslagen, ich muß Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sie zu finden.

Dagegen spricht: Sie hat ihren Paß dabei. Die Polizei weiß es nicht, aber sie hat auch ein paar persönliche Dinge mitgenommen, auch eine Briefftasche mit ihren Schutzheiligen, die sie immer bei sich trägt, wenn sie ins Ausland reist. Sie hat Geld von der Bank abgehoben.

Schlußfolgerung: Sie hatte sich darauf vorbereitet, zu gehen.

b) Angenommen, sie wurde in einen Hinterhalt gelockt.

Dafür spricht, daß sie sich häufig in gefährliche Situationen begeben hat – das gehörte zu ihrer Arbeit. Aber sie hat mir immer vorher Bescheid gesagt, denn ich war der einzige Mensch, dem sie vollkommen vertraute. Sie sagte mir immer, wo sie sein, mit wem sie Kontakt aufnehmen werde (obwohl sie, um mich nicht in Gefahr zu bringen, meistens den Decknamen der Leute gebrauchte), und was ich zu tun hätte, falls sie nicht um eine bestimmte Uhrzeit wieder da sei.

Schlußfolgerung: Sie hatte nicht die Absicht, einen ihrer Informanten zu treffen.

c) Angenommen, sie hat einen anderen Mann getroffen.

Diese Annahme kann ich nicht beurteilen. Aber es ist die einzige Hypothese, die einen Sinn ergibt. Doch ich kann das nicht hinnehmen, ich kann nicht hinnehmen, daß sie einfach so geht, ohne mir wenigstens zu sagen, warum. Sowohl Esther als auch ich waren immer stolz darauf, alle Schwierigkeiten im Leben gemeinsam anzugehen. Wir haben gelitten, uns aber niemals angelogen – auch wenn es zu den Spielregeln gehörte, den einen oder anderen Seitensprung

zu verschweigen. Ich weiß, daß sie sich sehr verändert hat, seit sie diesen Mikhail kennengelernt hat, aber rechtfertigt das den Bruch mit einer zehnjährigen Ehe?

Selbst wenn sie mit ihm geschlafen, sich verliebt haben sollte, würde sie nicht alle unsere gemeinsamen Augenblicke, alles, was wir erreicht haben, auf eine Waage legen, bevor sie zu einem Abenteuer ohne Wiederkehr aufbrach? Sie war frei, zu reisen, wohin sie wollte, sie lebte umgeben von Männern, von Soldaten, die lange keine Frau gesehen hatten, ich habe sie niemals gefragt, und sie hat mir nie etwas gesagt. Wir waren beide frei und stolz darauf.

Aber Esther war verschwunden. Hatte Spuren hinterlassen, die nur für mich sichtbar waren wie eine geheime Botschaft: Ich bin dabei, wegzugehen.

Warum?

Lohnt es wirklich, eine Antwort auf diese Frage zu geben?

Nein. Denn hinter jeder Antwort würde meine eigene Unfähigkeit aufscheinen, die Frau, die ich liebe, an meiner Seite zu halten. Lohnt es, sie zu suchen, um sie davon zu überzeugen, zu mir zurückzukehren? Um eine weitere Chance für unsere Ehe zu flehen, zu betteln?

Das erscheint mir lächerlich. Lieber leide ich, wie ich schon zuvor gelitten habe, als mich andere Menschen, die ich liebte, verlassen haben. Lieber lecke ich meine Wunden, wie ich es bereits in der Vergangenheit getan habe. Ich werde eine Zeitlang an sie denken, zu einem bitteren Menschen werden, meine Freunde damit nerven, daß ich kein anderes Thema mehr habe als das Weggehen meiner Frau. Ich werde das Geschehene zu rechtfertigen versuchen, werde

mir Tag und Nacht jeden Moment, den ich an ihrer Seite verbracht habe, vor Augen halten und zum Schluß kommen, daß sie hart zu mir war, zu mir, der ich immer versucht habe, mich zu bessern, es besser zu machen.

Bis ich eines Morgens aufwache, feststelle, daß ich an etwas anderes denke, und begreife, daß das Schlimmste nun vorbei ist. Das Herz ist verletzt, aber es ist dabei, sich zu erholen, und sieht wieder, daß das Leben schön ist. Wenn jemand geht, heißt das, jemand anderes wird kommen – und ich werde eine neue Liebe finden.

Einen Augenblick lang genieße ich meine neue Lage: frei und ungebunden zu sein und noch dazu reich. Ich kann ausgehen, mit wem ich will, am hellichten Tage. Ich kann mich bei Partys aufführen, wie ich es in allen Ehejahren nicht getan habe. Die Nachricht wird sich rasch verbreiten, und bald werden viele Frauen an meine Tür klopfen, junge und nicht mehr so junge, reiche und solche, die weniger reich sind, als sie zu sein vorgeben, intelligente und solche, die nur dazu erzogen wurden, zu sagen, was ich vermeintlich hören möchte.

Ich möchte glauben, daß es großartig ist, frei zu sein. Bereit, die wahre Liebe meines Lebens zu finden, diejenige, die auf mich wartet und die mich niemals eine so erniedrigende Situation erleben lassen wird.